



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Geschichten aus Siebenbürgen : eine Familie zu Nagy Enyed.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Rechts, die Grundlage alles Guten und Edlen. Indem er aber dieses Evangelium der göttlichen Gerechtigkeit zergliedert, findet es sich, daß diejenigen Männer, die man bisher als seine Helden und Märtyrer betrachtet hat, nichts weniger als gut und weise waren; sie sind zum größten Theil entweder Schwachköpfe oder Bösewichter gewesen. Dagegen hat er einen neuen Helden der Revolution entdeckt: das Volk; den Heros ohne Namen, ohne Charakter, ohne Bestimmtheit; den Mythos der eiteln Selbstanbetung, mit welcher die moderne Menschheit sich selber berauscht. Diesen Helden kann man freilich in der Glorie der heiligsten Reinheit erhalten, weil bei jeder bestimmten Erscheinung, an der man etwas auszufetzen findet, gesagt werden kann: das war nicht das rechte Volk — das Jenseits der materialistischen Phantasie. Es kostet Michelet dann auch wenig, diesen Heros der befreiten Menschheit geradezu Altäre zu errichten. „Euer Gesamtwille“, ruft er den Völkern zu, „ist die Vernunft selbst. Mit andern Worten: ihr seid Gott! Und wer, ohne zu glauben, Gott zu sein, könnte etwas Großes thun? An dem Tage, wo man diesen Glauben gewonnen, reißt man sich, im Namen der Pflicht, seine theuerste Liebe, sein Herz aus. Seien wir also Gott! Das Unmögliche wird dann möglich und leicht. Eine Welt umzustürzen, ist dann wenig; aber man schafft dann eine Welt.“

Ein bequemer und lockender Vorschlag, aber mehr pikant als nützlich, wie Alles, was die Romantik zum Besten der leidenden Menschheit geträumt und gesungen hat.

## Geschichten aus Siebenbürgen.

Eine Familie zu Nagy Enyed.

4.

Acht Tage lag der Bergmann im Hause der Balachin, zuerst matt, häufig in unruhigem Schlaf; das Mädchen wachte an seinem Lager und sah ihm Stunden lang unverrückt in das blasse Gesicht und auf seine geschlossenen Augen. Wenn er sie aufschlug, pflegte Marie zu erröthen. Am 17ten Tage seiner Gefangennehmung ging Dedön endlich fast ganz genesen im Zimmer auf und ab, schaute hinaus auf die beschneite Straße und warf dann und wann einen dankbaren Blick auf Marie, die ab- und zuging.

Ein Wagen hielt vor der Thür. In dem jungen Mann, der vom Sisse herabsprang und das Hofthor öffnete, erkannte Dedön seinen Retter, den Centurionen Micarescu.

Nachdem dieser Wagen und Pferde untergebracht, trat er mit freundlichem Gruße herein und nahm Dedön's Hand zwischen die seinigen. „Ich komme zu sehen, wie es

Euch geht. Die Reise nach Hause ist nur so ein Vorwand. Ich dachte, Mikesásza ist nicht weit von Esombord, da kannst du wohl nachschauen, was der tapfere ungarische Herr macht, ob ihn Marie nach Pflicht und Gewissen gepflegt."

„Mir,“ antwortete Dedön, „ist es doppelt lieb, daß Ihr gekommen. Ich muß hier fort.“

„Seid Ihr,“ fragte erstaunt der Centurio, „mit Mariens Pflege nicht zufrieden?“

Da theilte ihm Dedön sein Verhältniß zu den Frauen in Nagy Enyed mit, und bat ihn dringend um Rath, wie er ungefährdet nach Enyed kommen könnte. Der Walache neigte das Haupt und sprach: „Ich will Euch nicht nur rathen, sondern Euch selbst hingeleiten. Euch soll kein Haar gekrümmt werden. Die Andern Eurer Nation hasse ich; sie waren unsere Unterdrücker, Euch konnte ich schon damals nicht böse sein, da Ihr elend und wund in jenem Hofe lag, bei Felvinez. Heute noch reise ich nach Hause und übermorgen bin ich wieder hier. Dann fahren wir nach Enyed.“ —

Nachdem Micarescu einen Imbiß genommen und ein wenig mit seiner Base Marie geplaudert, brach er wieder auf. —

Es befremdete aber Dedön, daß er den ganzen heutigen Tag seine schöne Pflegerin nicht zu Gesicht bekam. Erst Abends, als sie ihm seine einfache Abendmahlzeit — Mammaliga, eine Art von Polenta — hereinbrachte, konnte er ihr seine Bewunderung über ihre lange Abwesenheit aussprechen. Sie hatte verweinte Augen und war sehr blaß. —

„Sie sind ja gesund jetzt, wie Sie sagen. Meine Pflege brauchen Sie nicht mehr. O, eine Andere, Bornehmere wird jetzt diese Sorge übernehmen. Inon hat mir es gesagt.“

Dedön ergriff ihre Hände: „Bist Du mir böse, Kind? Ist's denn mein Fehler, daß es mir keine Ruhe läßt, bis ich weiß, ob meine Braut noch lebt, ob sie sicher ist?“

Das Wort Braut kam ungelegen, das Mädchen riß sich los und eilte laut weinend hinaus.

Den folgenden Tag gingen Beide still an einander vorüber, grüßten sich traurig, es war Dedön, als hätte er eine große Schuld. Abends erschien sie wieder heiterer, sie hatte heftig mit sich gerungen und war Siegerin über ihre Traurigkeit geworden.

„Es ist heute der letzte Tag,“ sprach sie freundlich lächelnd, „den Sie in meinem Hause zubringen.“

Bartfümiger und feiner fühlend, als andere Mädchen eines so rohen Stammes, wollte sie nicht durch Schantragen ihres Schmerzes dem Manne ihrer Liebe ein lebender Vorwurf erscheinen, durch unbefangene Heiterkeit seine getrübte Stimmung aufhellen. Daß es ihr doch nicht ganz gelang, machte Dedön's Herzen Ehre.

In der Frühe des folgenden Tages langte der Centurio an. Er war den größten Theil der Nacht hindurch gefahren, und wollte auch von Esombord in der Nacht aufbrechen, um allen unnützen Fragen auszuweichen.

Als die ausgeruhten Pferde vor dem Hofe im Schnee stampften, ereignete sich im Hause eine erschütternde Scene. Das walachische Mädchen hatte mit übergewaltiger Anstrengung ihren Schmerz gebändigt, jetzt aber, da sie ihn ganz verlieren sollte, der nicht einmal sein Herz bei ihr zurückließ, da brach ihre erkünstelte Kraft, und die ganze ungebändigte Stärke des Naturherzens machte sich Luft. Sie warf sich laut weinend an seinen Hals, nannte ihn wirr durcheinander mit den süßesten Liebesnamen und Scheltworten, und wollte ihn nicht ziehen lassen, beschwor ihn, sie mit sich zu nehmen als seine Magd. Dedön war so heftig bewegt, daß ihm die Zähnen unaufhaltsam über die Wangen rollten, und als er, sich sanft von ihr lösend, ihren Mund küßte, da rief sie: „Geh, geh, Verräther, weil ich nichts bin vor Dir und Deiner Braut. Sei glücklich, aber nimmer wirst Du mich wiedersehen.“ — Sie verschwand im Hause, und als Beide in den Wagen stiegen, sah Dedön eine dunkle Gestalt mit geringenen Händen am Fenster stehen. —

Betäubt von dem wilden Sturme der letzten Stunde saß der Bergmann lange schweigend auf seinem Sitze und starrete mit seltsamen Gefühlen in die dunkle Winterlandschaft hinaus. Die frische Nachtluft und die heftige Bewegung des Fahrens regte endlich seine Lebenskräfte wieder auf, und er fing an, ruhiger über das Geschehene nachzudenken. Wie hatte er geahnt, daß der Ausdruck des Schmerzes und der Liebe so viel Größe und Poesie haben könne, als die naive Kundgebung überkräftiger Empfindung bei dem armen Walachemädchen offenbart hatte. Sie fuhren häufig an zerstörten Dörfern und Edelhöfen vorüber, sprechenden Wahrzeichen der wilden Scenen, die jüngst in ganz Siebenbürgen stattgefunden. Doch war damals die Zahl der in Asche gelegten Orte noch bei weitem nicht so groß, als sie später wurde, da der Krieg von Neuem entbrannte. Jetzt bietet das unglückliche Land einen solchen Anblick dar, wie ihn einst Deutschland nach dem 30jährigen Kriege gehabt haben mag. Viele Meilen weit kann der Reisende im Zarander, Unterelbenfer, Thordäer, Kofelburger Comitat und in manchen Sachsen- und Szeklersthülen herumwandern, ohne ein bewohnbares Haus, geschweige ein Dorf zu erblicken. Wer jetzt eine Karte Siebenbürgens anfertigen wollte, müßte hunderte von Ortschaften, die auf den früheren Karten gestanden, streichen, ohne neue Namen an ihre Stelle setzen zu können. —

Glücklicherweise war Dedön in tiefen Gedanken, überdies verwickelte ihn Micarescu bald in ein eifriges Gespräch, das mit einer Erzählung seines eigenen Schicksals schloß. Er hatte sich lange nach Mittheilung gesehnt, die er auch bei den Besseren seines Volkes nicht wagen durfte. —

Micarescu erzählte, wie folgt:

„Vor einem Jahre lernte ich in Zalathna ein Mädchen kennen, das dort für eins der schönsten weit und breit galt. Sie war die Tochter eines niedern Bergbeauten, eine Ungarin. Weil mein Bruder ebenfalls Steiger war, und ich selbst etwas Vermögen besitze, so ward mir gestattet, Anica häufig zu sehen, und ihr Vater hatte endlich nichts dagegen, daß ich sie binnen Jahresfrist heirathen sollte. Denn Anica liebte mich, das hatte sie mir eingestanden, obwohl ihr ein Ungar vielleicht lieber gewesen wäre. Aber damals achtete man noch nicht so genau darauf, ob einer unter den Bauern Walache war oder Ungar. Unsere Herren hielten es anders; ihnen waren wir, so lange man weiß, nur Packpferde, denen man aufhuf, so viel auf ihren Rücken gehen mochte. Wir Beide galten also für ein Paar, es fehlte nur der Segen des Priesters. Da kamen die neuen Dinge über das Land. Die Ungarn wollten sich mit dem großen Stammlande vereinen, und nur wir Walachen sagten Nein. Anfangs war unsern Leuten gleichgültig, ob wir unter ungarischer Regierung ständen, oder deutscher, wenn wir nur frei würden. Denn die Sage ging schnell durch das ganze Romanenvolk, daß der ungarische Landtag alle Bauern gänzlich frei gemacht habe von den Roboten, und daß die Herren auf der einberufenen siebenbürgischen Landesversammlung das Gleiche über die siebenbürgischen Bauern aussprechen würden. Weil nun unter der deutschen Herrschaft unsere Lasten groß waren und kein Walache auf einen grünen Zweig kommen konnte, so hätten unsere Leute zur Abwechslung wohl auch einmal die ungarische Regierung versucht. Da kamen aber von Hermannstadt viele Herren zu uns und sagten: Traut den Ungarn nicht! Der Kaiser will Euch frei machen, aber nicht die ungarischen Edelleute. Jetzt schmeicheln sie Euch, weil sie künftig Eure Söhne zu Soldaten gegen den Kaiser brauchen; gebt Acht, wenn sie einmal die Stärkeren sind, dann wird es mit der Robot noch ärger sein als jetzt. Darum sollt Ihr erklären, daß Ihr die Union verwerft und unter dem Kaiser stehen wollt.

Ob sie die Wahrheit gesprochen, die sächsischen Herren, die uns vor alten Zeiten eben so gedrückt haben, wie die Ungarn, so daß kein Walach unter den Sachsen ein Amt bekleiden durfte, weiß ich nicht. Aber unsere Bauern nahmen sich diese Reden zu Herzen und protestirten gegen die Union; ja einmal, im Mai, floß sogar Blut. Doch das wißt Ihr ja ebenso gut und besser als ich. — Wir wurden einig, dem Kaiser Soldaten zu geben, und die Uebrigen, junge und alte Männer, sollten mit dem Landsturm gehen. Die reichen Sachsen gaben viel Geld her, um Waffen zu machen, und als man uns noch sagte, daß der Kaiser befohlen habe, alle Ungarn in ganz Siebenbürgen gefangen zu nehmen oder todtzuschlagen, und daß ihr Gut dann unser sein sollte, da standen alle walachischen Gemeinden auf. In Hermannstadt saßen die Herren von unserer Nation und die sächsischen und deutschen Männer und bildeten eine Gesellschaft. Die beriethen über das, was geschehen sollte, und wenn sie überein gekommen waren, schickten sie Briefe an unsere Popen und Richter, die lasen uns die Briefe vor, und wir wählten

sie nachher zu unsern Anführern. Es gab freilich auch Einige unter uns, die nicht mithalten und nicht gegen die Ungarn kämpfen wollten, aber denen stopfte man den Mund mit der Drohung, ihre Häuser anzuzünden und sie zu tödten. Als das ungarische Ministerium im Monat August den Befehl herschickte, die junge Mannschaft vom 18. bis 22. Jahre als Soldaten auszuheben, da sandten sie von Hermannstadt Leute durch das ganze Land, uns zu rathen, daß wir nicht gehorchen sollten, der Kaiser habe es verboten. Zwar vom Kaiser wußten wir gar nicht mehr, wo er sei, es hieß manchmal, er sei außer Landes gegangen. Unsere Regierung war nicht mehr in Wien, sondern in Hermannstadt, und bestand aus den Herren von der Friedensgesellschaft. Für die Ungarn sollten wir Romanen 14,000 Mann stellen; dafür haben uns die Friedensherren befohlen, 200,000 Mann für den Kaiser zu stellen. Denn so viele sind jetzt in Waffen gegen die Ungarn, und doch wissen wir nicht, welchen Lohn wir dafür haben werden. —

Im September ging ich nach Zalathna hinauf, um nach Amica zu sehen. Dort war aber Vieles verändert. Zwar nichts Gutes hatte mir geahnt, weil in den Briefen der Amica allerlei stand, daß früher nie zur Sprache gekommen war. Aber einen solchen Empfang hatte ich doch nicht erwartet. Der Vater war freundlich, und sprach mit mir Vieles über die Lage des Landes, aber er war nicht mehr der Alte, besonders da er hörte, daß ich auch auf der Blasendorfer Versammlung gewesen sei. Endlich fragte er mich grade heraus, ob ich es mit den Walachen oder mit den Ungarn halte. Ich sagte: „Wenn ich ein Ungar wäre, so würde ich mit den Ungarn halten; da ich aber ein Walach bin, so darf ich kein Verräther sein.“ Da verbot er mir das Haus, obwohl er glaubte, daß ich ein ehrlicher Mensch sei, weil er recht gut wußte, wie sehr ich seine Tochter liebte. Diese hatte zwar nicht aufgehört, mich zu lieben, aber sie war doch ihrem Volke so tren, daß es mir manchmal schien, als ob sie daran denke, mich aufzugeben. — Ich besuchte sie heimlich und sagte ihr einmal, sie solle den Vater bitten, daß er Zalathna mit ihr verlasse; es drohe der Stadt Unheil. Dies war in den letzten Tagen vom September. Am 29. sollte das ganze Volk im Lande gegen die Ungarn aufstehen, aber es erhob sich nur in einem District und einem Comitate. An diesem Tage sollten alle ungarischen Edelleute in allen Comitaten und sächsischen Stühlen, und alle ungarischen Bauern, die es mit der Pesther Regierung hielten, ungebracht werden. — Darum warnte ich Amica. Sie aber lachte mich aus und meinte, die Walachen hätten nicht den Muth, die Ungarn anzugreifen. Das erbitterte mich, und ich ging nach Hause. —

Dennoch liebte ich das Mädchen viel zu sehr, als daß ich von ihr hätte lassen können. Ich dachte immer an sie, und es war mir nichts daran gelegen, als meine Gemeinde mich zum Centurio wählte.

Als Centurio machte ich den Zug nach Zalathna mit, unter Janfus Anführung. Ich wollte Amica und ihren Vater retten um jeden Preis. Am

22. October Abend ging ich zu ihr und bat sie flehentlich, mit ihrem Vater zu fliehen; ich hätte ihr Wagen und sicheres Geleit mitgegeben bis Karlsburg oder Klausenburg. Sie wäre schon Willens gewesen, aber sie mochte den Vater nicht verlassen, und der wollte weder von mir noch von meiner Hilfe etwas hören und glaubte an keine Gefahr.

Nun kam der unglückliche 23. October. Ich schlich immer um Amica's Haus herum, sie zu schützen. Da gewahrte ich einmal, daß einer unserer Anführer, einer der Präfecten, ebenso wie ich in der Nähe des Hauses lauerte. Als er mich sah, stellte er mich barsch zur Rede, was ich da mache, ich solle bei meiner Centurie bleiben u. s. w. Das schlug mir ins Herz. Ich ward eifersüchtig und beschloß, ihm nicht zu gehorchen, sondern mich zu verstecken. Das that ich. —

Als nun der Ort anfing zu brennen, liefen alle Weiber, die in der Kirche gewesen waren, noch einmal in ihre Häuser, um das Kostbarste wenigstens, das sie hatten, in Sicherheit zu bringen. Auch Amica sprang eiligst in ihr Haus — mein Herz klopfte wie ein Hammer — der Präfect war ihr nachgegangen. Ich dies sehen, aus meinem Versteck hervorstürzen, in das Haus rennen, — war ein Augenblick.

Da mußte ich mit meinen eigenen Augen sehen, wie meine Braut mit dem Schurken in verzweifelter Anstrengung rang. Ich packte den Unmenschen und schleuderte ihn zur Thüre hinaus, indem ich diese Doppelflinte auf ihn anlege und ihn niederzuschießen drohe, wenn er es wage, Amica noch einmal zu berühren. — In furchtbarer Wuth entfernte er sich. Wenige Minuten nachher trat er mit einer Menge Leuten herein und hieß mich binden. Ich sah, daß ich unterliegen würde, aber mein Leben wollte ich theuer verkaufen und mein Mädchen vor der Schmach retten. Daß sie dem Tode verfallen war, wußte ich.

Da that ich etwas, das ich nicht lassen konnte, und das doch Zeitnehmens ein Wurm an meinem Herzen sein wird. Herr, wenn Sie Ihr Mädchen in ähnlicher Lage wüßten, wie ich das Meinige, was würden Sie thun? Der Schmach gewiß und der Tod höchst wahrscheinlich, welche Wahl hätten Sie?“

Dedön antwortete: „Ich weiß, was Ihr gethan habt. Ihr habt zuerst sie erschossen, und dann den Präfecten, und habt Euch mit dem Kolben frei gemacht.“

„Ja, Herr, meine Amica habe ich selbst getödtet, aber den Präfecten konnte ich nicht erschießen, weil er davonsief. Gegen die Andern half mir der Gewehrkolben. — Ich lud neben dem Leichname meiner Braut die Flinte wieder, indem ich die Kugel, die ich dem verruchten Präfecten bestimmt habe, in das Blut Amica's tauchte und einen Schwur that. Draußen fand ich meinen Feind nicht; er hatte mit Mordbrennerbefehlen zu thun. Ich beschloß zu harren, noch liegt die Kugel in meiner Tasche. Sie wird ihn finden. —

„Hat er Euch nie vorladen und erschießen wollen?“ fragte Dedön, den diese traurige Geschichte erschüttert hatte.

„O ja,“ antwortete Micarescu. „Aber ich hatte Alles dem Oberanführer erzählt, und weil ich in meinem Tribus Ansehen genoß, fürchtete er meine Macht mehr, als diejenige des Präfecten. So blieb ich unangetastet. Aber seither verdächtigen sie mich überall als Magyarenfreund, und warten nur auf eine Gelegenheit, mich festzunehmen ohne Aufsehen zu erregen.“

Unterdeß waren die Reisenden in der Nähe Gyeds angekommen. Bald rollte der Wagen langsam über das schlechte Pflaster der Vorstadt. Vor einem Wirthshause ward angehalten. Die Männer wünschten sich gegenseitig gute Nacht. Micarescu versprach, im Laufe des folgenden Tages seinen Schützling zu besuchen, und dieser schlug den wohlbekanntem Weg, neben den Weinbergen vorbei über den Bach in den Garten der Wittve ein. Vorsichtig trat er in den Hof, wo der weiße zottige Wolfshund ihn erkannte und lieblosend an ihm aufsprang. Dann weckte er den Knecht Andris in Stalle, bedeutete ihn zu schweigen, und als er hörte, daß beide Frauen zwar gesund, das Fräulein aber sehr niedergeschlagen sei, wagte er fast nicht, sie wecken zu lassen, um nicht durch zu plötzliche Freude das arme Kind zu erschrecken. Er wählte daher ein stilles Plätzchen in einer Kammer des Hofgebäudes, hüllte sich in seinen Mantel und schlief bald fest ein.

In der Frühe des andern Tages war der treue Andris vor die Matrone getreten und hatte sie von der Anwesenheit Dedöns unterrichtet. Der bald weinende, bald lachende Knecht mußte den Wegweiser machen und die Stätte zeigen, wo Dedön schlief. Hinter einem Wagen, in dunkler verschwiegener Ecke lag er. Der Knecht wies mit dem Finger hin und schlich sich davon. Flona lief eilig voran auf den Zehen, beugte sich nieder und küßte den Jüngling. Da glitt ein Lächeln über seine Züge, aber er erwachte noch nicht. „Dedön, mein lieber Sohn!“ rief die Matrone. Der Bergmann sprang auf, rieb sich die Augen und stürzte in die Arme seiner Braut. —

## 5.

Viel gab es zu erzählen von beiden Seiten. Die Erlebnisse der beiden Frauen waren einfacher, obwohl nicht weniger ernst. Sie hatten von den zwei Offizieren nach Dedöns Flucht manches harte Wort hören müssen, und es fehlte auch nicht an Drohungen gegen die Matrone, deren eifriger Sinn sich nie verlegnete.

An Hab und Gut hatten die Frauen viel verloren. War doch von den einziehenden Feinden hart geplündert worden, wobei sich die Sachsen aus dem Hermannstädter und Mühlbacher Kreise durch umsichtigen Fleiß und Gründlichkeit auszeichneten. In Voraussicht der Erlaubniß, oder wenigstens des Nichtverbotes der Plünderung hatten die bedächtigen Sachsen viele Wagen von Hause mitgebracht, auf welche sie das Geräumte, besonders Bettzeug und Möbel, Wäsche, Wein, Viktualien zc. luden und wie gekaufte Waare mit beruhigtem Gewissen

nach Hause schickten. Auch in Thorda hatten sie — dort waren es Hoftauer — mit deutscher Gründlichkeit ihr Plünderungssystem durchgeführt. — Dies sind Thatfachen, die von den Sachsen nicht abgeleugnet werden können. — Im reformirten Collegium zu Gnyed hatte kaiserliches Militär, wiewohl mäßiger, mit den Andern, den Sachsen und Walachen, sich brüderlich in die reiche Beute der Münzen- und Medaillensammlung der Bibliothek und des Museums getheilt. Kostbare Gemälde, Kupferstiche und Bücher von hohem Werthe wurden abermals auf Wagen geladen und mit Frachtscheinen in das Sachsenland versendet. Die ungebildeteren Soldaten und Walachen heizten mit den Schätzen der Wissenschaft die Defen ihrer Quartiere und spielten in Mußestunden Fangball mit Folianten und Quartanten, bis diese von den Bayonnetspitzen zerrissen und zerseht waren. — Tartaren, Türken und Caraffa's Soldaten hatten dadurch, daß sie sich weder um die Bibliothek, noch um das Museum und die Münzensammlung bekümmerten und sie gar nicht berührten, größere Rohheit und Barbarei an den Tag gelegt, als Sachsen, Walachen und Grenzer zc., die doch nachher von sich sagen konnten, sie hätten sich mit den Erzeugnissen des menschlichen Geistes beschäftigt und sogar zur Verbreitung nützlicher Kenntniße unter dem Volke beigetragen, denn sie hatten allerdings die Bücher unter die Leute gebracht und die Münzensammlung unter Viele vertheilt. Freilich, wenn z. B. ein Sachse 100 Bände Folianten verschiedener Werke aus all allen Zweigen der Wissenschaft mit heimbrachte, so hatte er von Allem Etwas, und während die Söhne des einen z. B. den Bartolo a Saxoferrato studirten, konnte der Nachbar sich rühmen, von jedem Kirchenvater wenigstens einen Band zu besitzen. Ist doch unser Wissen Stückwerk! Um dem Gnyeder Publikum Naturgeschichte, Physik, Chemie, praktisch anschaulich zu machen, wurde ein großer Theil des Museums, des physikalischen Cabinets und des chemischen Laboratoriums auf die Straße geworfen. Es fehlte nur an Professoren, um Vorträge im Freien zu halten, da man in der Straße des Collegiums buchstäblich fast bei jedem Schritte auf irgend einen interessanten Gegenstand stieß. War man der Bewunderung eines Colibris müde, so streifte das Auge gleich darauf eine seltene Ausgabe eines Classikers, um dann auf dem Bruchstücke einer Elektrizitätsmaschine zu ruhen. Alles lag gemüthlich im weißen Schnee zusammen. Für die kostbare Münzensammlung soll sich besonders das Grenzmilitär interessirt haben, und wie ich höre trugen Alle mit redlichem Eifer dazu bei, so viel als möglich zu retten, um in ruhigeren Zeiten die zerstreuten Münzen dem Collegium zurückzuerstatten. Läßt sich auch leider diese Absicht nicht mehr verwirklichen, weil das Collegium in der Mordnacht abbrannte, so besitzen doch diese Tapferen goldene und silberne Erinnerungen an die schönen Stunden, die sie in Gnyed im Studium des antiken, mittelalterlichen und neueren Münzwesens zubrachten.

Dieses systematische Uebergehen der Besizthümer aus den Händen von Leuten eines Stammes in diejenigen mehrerer Stämme dauerte bereits seit Wochen

und schien mit langsamer Gründlichkeit fortgesetzt den Zweck zu haben, die Bewohner Gyed's von der Ausführbarkeit des Communismus zu überzeugen.

Die unglücklichen Gyeder seufzten und schwiegen. Sie waren entwaffnet worden. — Die Matrone, Flona's Mutter, hatte mehr Sarkasmen als je; des Mädchens Herz blutete beim Anblicke so Vieler, denen man Alles genommen hatte, Dedön ballte die Faust. Noch immer mußte er sich verborgen halten, ängstlicher als zuvor, weil man überall Verschwörungen witterte. — Und doch, wären nicht die traurigen Zustände der Stadt gewesen, hätte nicht jeder Tag Hiobsposten aus dem Lande gebracht, — Dedön würde diese Zeit der Verborgenheit für die glücklichste seines Lebens gehalten haben. Es war ihm ein verschwiegenes, nur der Familie und dem Knechte Andre's bekanntes Kämmerlein im Hause hergerichtet worden, das mit dem Wohnzimmer durch ein Mittelzimmer in Verbindung stand.

Dort saßen die Liebenden, lasen mit einander und plauderten. Die Mutter ging ab und zu, mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, und wußte immer neue Begebnisse zu Stadt und Land mitzutheilen. Es wurde nur geflüstert, aber die Heimlichkeit gab neuen Reiz. Es war eine unschuldige Verschwörung. Die ganze Stadt, d. h. die darin befindlichen Ungarn waren im Geheimniß. —

Freilich trug der Nordwind seltsame, die Hoffnungen der Ungarn neu belebende Gerüchte herüber. Man erzählte — Gott weiß, wie es nach Gyed gekommen — an der Grenze sammelte sich eine Armee, an deren Spitze ein alter, berühmter Feldherr stehe. Schon sei er diesseits Nagy Bánya, also in Siebenbürgen. An der Westgrenze im Királyhago Gause ebenfalls ein magyarisches Heer, das bereits die Kaiserlichen geschlagen.

Einige Tage darauf, am zweiten Weihnachtsfeiertage, Abends, als die Familie still um die Lampe des Tisches versammelt war, pochte es leise an das Fenster mit eigenthümlichem Schläge. Die Matrone stand auf, beruhigte den erschreckten Dedön und sagte: „Es ist ein Bekannter. Wir werden sogleich Neues hören.“

„Was gibt's, Juliska?“ fragte die Wittve.

„Die Ungarn kommen, schon sind sie in Klausenburg. Ein polnischer General führt sie an. Die Kaiserlichen hat er dreimal geschlagen.“

Als die alte Szeklerin freudig bewegt, doch zweifelnd den Kopf schüttelte, rief die Nachbarin: „Isten ugy segil. Es ist ganz gewiß wahr, so mir Gott helfe. Gestern ist Klausenburg eingenommen worden. Die Kaiserlichen sind nach Thorda retirirt. Bald werden die Ungarn hier sein, dann wehe den Sachsen in Hermannstadt. Man wird Hafer dort säen für die Husarenpferde. Doch, ich muß weiter, Az Isten áldjon meg; Gott segue Euch.“

Die Nachricht war begründet. Bem hatte nach einem Doppelmarsche am Weihnachtsfeiertage mit 5000 Mann, die fast seine ganze Armee ausmachten, Klausenburg unter unendlichem Jubel der Bevölkerung eingenommen. Der Ge-

neral Wardener, der seine Vereinigung mit Urban nicht hatte bewerkstelligen können, war mit seiner Truppe nach Thorda gegangen. Urban flüchtete sich bei Nacht und Nebel nach Naszod in seinen Grenzbezirk.

Die von so vielen Bedrängnissen heimgesuchten Gnyeder lebten bei dieser Nachricht, die sich wie ein Lauffeuer noch denselben Abend in der Stadt verbreitet hatte, weider auf. Allgemein hofften sie, Bem werde über Thorda und Gnyed gegen Heemannstadt operiren und die Stadt endlich von den Feinden befreien. — Aber der polnische General wollte nicht, die Carlsburger Festung im Rücken, durch einen schnellen Angriff auf Hermannstadt, von Gnyed her, seinen Rückzug compromittiren, außerdem war noch Oberst Urban's Corps in Bistritz, und mußte zuvor beseitigt werden, ehe an den Kampf mit der Macht des M. L. Puchner, welche den Ungarn an regulärem Militär allein schon zweifach überlegen war, gedacht werden konnte. Deshalb marschirte Bem am 28. Januar nach Bistritz, schlug Oberst Urban und nöthigte ihn, rastlos in dem strengsten Winterfroste seinen Schritten folgend, in der Bukowina eine Zuflucht zu suchen. Nach Bistritz zurückgekehrt, ruhte er mit seinen ermüdeten Truppen einige Tage in dieser sächsischen Stadt aus, und legte ihr eine allerdings starke Contribution auf, die jedoch endlich auf den ganzen District reparirt wurde. Sodann rückte er nach Zurücklassung einer nicht unbedeutenden Abtheilung im Tschuger Passe mit der Hauptmacht, — etwa 3600 Mann gegen Maros Bárány vor, während sein rechter Flügel unter Oberst Giecz von Klausenburg aus auf der Maroslinie operiren und vor Hermannstadt sich mit ihm vereinigen sollte. — Durch diese Combination wurde Gnyed gänzlich blosgestellt, indem auch das Gieczische Corps, statt den Ort zu berühren, von Thorda aus links abschwenkte und auf Balásfalva marschirte.

Der zweite Weihnachtsfeiertag, welcher den Gnyedern eine so freudige Botschaft als Christgeschenk brachte, gab auch der Familie der Wittve wieder einmal Freudenstunden.

„Noch lebt der alte Gott Ungarns, noch liebt er das Volk, das er 1000 Jahre lang geliebt und geschützt hat,“ sprach die Szecklerin, „darum gehe ich, einen Punsch zu machen, wir wollen die Ungarn und den berühmten polnischen General leben lassen.“

Draußen war grimmiger Frost. Der Wind erhob sich von Zeit zu Zeit und erschütterte mit furchtbarer Kraft Fenster und Thüren, peitschte die Menschen, so auf der Straße gingen, vor sich her, und drehte die zerstreuten Papiere, ausgestopften Vögel, Schlangen und anderes Gethier, das der Muthwille der Soldaten und Landstürmer umhergeworfen, und schleuderte sie an die festgefrorenen Fenster der Häuser, daß die Inwohner hoch zusammenfahren. Es war keine günstige Zeit zum Kriegführen, und doch hatten die Bem'schen Soldaten Tags vorher bei gleich ungestümm und kalter Witterung einen zwölfstündigen Marsch gemacht.

Da sprach Dedön: „wenn die Ungarn kommen, ziehe ich mit;“ seine Braut senkte das Haupt, und die Szeklerin, welche mit der Bowle in die Kammer trat, sagte: „Ueberleg' Dir's reiflich, ehe Du einen Entschluß fassst. Was ich davon denke, weißt Du im Voraus, Du kennst mich lange genug. Aber für heute Abend ruhe die Sache. Morgen magst Du's bedenken. Morgen kommen die Ungarn noch nicht.“ — Sie füllte die Becher, reichte sie herum und trank zuerst auf das Wohl des fremden Magyarenführers.

Die kaiserlichen Offiziere, die in demselben Hause wohnten, ahnten nicht, daß man so nahe neben ihnen, über den Zeitpunkt ihrer Bestiegung hinaus, schon Luftschlöffer baute, und daß die ganze Stadt bereits die Stunden bis zum Abzuge ihrer Bataillone zählte. —

## M u s P e s t h.

Den 10. Mai 1850.

Unsre Journale füllen täglich ihre Spalten mit Demonstrationen, welche darauf hinausgehen, daß die Revolution in Ungarn nur von einigen Schwindelköpfen ausgegangen, und daß selbst diejenigen, welche von dem Kossuth'schen Zauberkraut berauscht waren, nun zur wahren Einsicht gelangt sind. Ich weiß nicht, wie man in höhern und allerhöchsten Regionen über diesen Gegenstand denkt, doch scheinen mehrere Verschärfungsmaßregeln des Belagerungszustandes darauf hinzudeuten, daß unsere papiernen Friedensposaunen dort eben keinen bedeutenden Anklang finden.

Der Magyar liebt vor Allem sein Vaterland, dann kommt erst die Freiheit, und sollte einst Ungarn eine russische Provinz und die benachbarten österreichischen Provinzen ein integrierender Theil des mächtigen freien und einigen Deutschlands werden, so würde der an der Grenze wohnende Magyar nie versuchen, die kurze Wanderung aus dem Reiche der Knete in das Land der Freiheit zu machen, denn *extra hungariam non est vita*. Die Ursache dieser unbedingten Hingebung liegt darin, daß der Magyar durch seine Geschichte sich berechtigt glaubt, zu hoffen, daß das Vaterland noch immer die Freiheit, während diese nie ein Vaterland wie Ungarn bringen kann.

Nach der Freiheit folgt der Wein; doch soll dieser in ihm jene düster-freudige Stimmung hervorrufen, in welcher der Magyar sich einzig und allein glücklich fühlt, so müssen die Klänge der Nationalmusik an sein Ohr schlagen, muß der Czigáng ihm seine *nóta* (Musikstück) aufspielen. Diese Vorliebe für ein gewisses Musikstück ist eine eigenthümliche Caprice eines jeden Magyaren, und in den Gasthäusern begnügte er sich nicht damit, daß die Nationalmusik eine Hauptrolle im Repertoire der Zigeunerkapelle spielte, sondern wendete noch seinen